

Bildungsmöglichkeiten verfügbar gemacht werden und daß selbstverständlich auch zu Bildungsvorgängen eingeladen wird, die im Interesse des Arbeitgebers liegen. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß bei der Weiterbildung Grenzen sichtbar werden, die in der einzelnen Person liegen, aber auch in allgemeinen Voraussetzungen, und daß auch die Dynamik beachtet werden muß, die durch solche Bildungsvorgänge ausgelöst wird. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die man gerne an einem bestimmten Platz behalten möchte, bilden sich eben so weiter, daß sie genau diesen Platz verlassen und nach eigenen Wünschen eine andere Tätigkeit suchen.

Trotz allem Begrenztsein dieser Bemühungen kann mit Freude und Dankbarkeit festgestellt werden, daß bei vielen Leuten im Pastoralamt im Laufe der Jahre ein guter Fortschritt im Sinne der Persönlichkeitsentwicklung feststellbar ist und daß nicht nur in Einzelfällen, sondern insgesamt ein guter Standard an personaler Reife entstanden ist, der im wesentlichen auf den Dreiklang von Vertrauen, Engagement und Bildung zurückzuführen ist. Nicht unerwähnt soll noch bleiben, daß der Versuch unternommen wurde, bei der Konzeption des neuen Diözesanhauses dahingehend zu arbeiten, die nun einmal notwendige innerbetriebliche Hierarchie möglichst klein zu halten, das heißt, Büros, Betriebsmittel und Arbeitsmöglichkeiten sowie die sozialen Einrichtungen für alle in gleicher Weise verfügbar zu machen. Dasselbe gilt von „Privilegien“ etwa im Bereich der Dienstzeit, die weniger vom Standpunkt der „Bedeutsamkeit“ einer Mitarbeiterin oder eines Mitarbeiters begründet sein dürfen, sondern eben von der besonderen Art des Dienstes.

Als Resümee und als Ergebnis der Analyse der Aufgabe eines kirchlichen Dienstgebers kann festgestellt werden, daß der Bereich der finanziellen Besserstellung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter relativ gering ist, daß aber sehr viel möglich ist im Bereich der Motivation, der Mitsprache und der Bewertung der Personenwürde.

Das alles aber kann nur realisiert werden, wenn sich der kirchliche Dienstgeber vor der Versuchung der Macht, die er nun einmal hat, hütet, nämlich seine Meinung als einzig richtige zu betrachten und unbequeme Leu-

te einfach wegzuschicken, und wenn er sich darauf einläßt, den Dialog zu suchen, auch wenn dieser zeitaufwendig und mühsam ist. So gesehen hat die Kirche die Möglichkeit, in ihrer Dienstgeberfunktion bei aller Anerkennung der Errungenschaften im Bereich der Dienstnehmerorganisationen jene zusätzliche Qualität zu vermitteln, die im Horizont des Evangeliums liegt.

## Reinhard Voß

### **Erfahrungen und Reflexionen ökumenischen Kirche-werdens am Beispiel von Laurentiuskonvent und Ökumenischer Basisgemeinde Wethen**

*Die Kirchen brauchen auf ihrem Weg in die Zukunft neben der Weiterentwicklung der vorhandenen Gemeinde-Strukturen auch neue Formen von Gemeindebildung. Ein solch neuer Versuch einer Gemeindeerneuerung auf ökumenischer Basis wird hier vorgestellt. Dabei betont der Autor, wie wichtig für die Basisgemeinschaft Wethen auch das Zusammenwirken in und mit den Ortsgemeinden ist.* red

#### *1. Idee, Anspruch und Entwicklung*

„Der Laurentiuskonvent versteht sich als eine Form konkreter Gemeinde Jesu Christi. Er vereint Menschen, die bereit sind, als Antwort auf das Evangelium in verbindlicher und ganzheitlicher Weise gemeinsam zu leben.

Die Gemeinschaft des Laurentiuskonvents ist ein Teil der weltweiten ökumenischen Christenheit. Dementsprechend bemühen sich die Mitglieder, ihr Zusammenleben auf der Grundlage einer ökumenischen Spiritualität zu gestalten. Die Mitgliedschaft in der Herkunftskonfession bleibt in der Regel erhalten. Das Zusammenleben im Laurentiuskonvent ermutigt und stärkt Mitglieder, ihre Verantwortung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung wahrzunehmen und somit zur Erneuerung der Kirche und Veränderung der Welt beizutragen.

Die konkrete Ausgestaltung des Zusammenlebens liegt in der Verantwortung der Mitglieder in ihren jeweiligen Gruppierungen . . .“

In diesem Worten ist 1993 ein Lernprozeß umschrieben und eine Gemeinsamkeit festgehalten worden, die aus mehreren Jahrzehnten gemeinsamen Suchens, Lernens, Wachsens und Vorangehens resultiert. Der Laurentiuskonvent (LK) hatte seit den 50er Jahren einen (durch das „frühe Taizé“ beeinflussten) komunitären Ansatz von zölibatär und verheiratet lebenden Männern und Frauen, die um der Erneuerung von Kirche und Welt willen begannen, „anders zu leben“, was sie unter anderem dazu führte, sich gemeinsam bei Jugendlichen und sozialen Randgruppen sowie in sozialen Brennpunkten (besonders in den Obdachlosen-Siedlungen) zu engagieren und immer mehr auch das gemeinsame Leben zu entdecken. So bestand lange Jahre eine Kommunität des Laurentiuskonvents in Königswinter bei Bonn auf dem Malteserhof. Nach dem „Schalomforum“ beim Düsseldorfer Evangelischen Kirchentag (1973) wurden neue Projekte entwickelt; einige Mitglieder zogen aus dem Malteserhof und von anderen Orten 1975 nach Wethen (zwischen Paderborn und Kassel) und erwarben erstmals ein eigenes Anwesen. Diese Gruppe strebte eine stärkere Integration ins soziale und kirchliche Umfeld des Dorfes an.<sup>1</sup>

Die Bezeichnung „Ökumenische Basisgemeinschaft Wethen“ wurde 1992 gefunden als Kompromiß zwischen Basis-Gemeinde und der rein formalen Beschreibung als „Großgruppe“ (bestehend aus ca. 30 Erwachsenen und 20 Kindern), denn man wollte weder eine reine Addition von Hausgemeinschaft(en) und Nachbarschaft, noch ein Ersatz für die örtliche(n) Kirchengemeinde(n) sein. Gleichwohl kann man von einer Parallelität von Gemeindestrukturen sprechen, denn die klassischen Funktionen von „Gemeinde“ sind alle auf ihre Weise präsent:

– das Hören auf Gottes Wort und die Feier der „gefährlichen Erinnerung“ in der Liturgie (in Abend- und Schalom-Gebeten sowie in der monatlichen Gottesdienst-Feier) und

<sup>1</sup> Über die weitere Entwicklung vgl. auch meinen Beitrag „Ökumenische Gemeindeerneuerung am Beispiel der ökumenischen Basisgemeinschaft Wethen“, in: Tu' der Kirchen Türen auf. Impulse und Beispiele zur ökumenischen Gemeindeerneuerung, hrsg. von R. Voß – D. Werner, Ökumenische Materialien Nr. 6, Rothenburg o. d. Tbr. 1994, 79–84, dessen gekürzte Fassung hier vorliegt. Vgl. auch ebd. 19–26.

erst recht die Gemeinschaft der Gott-Suchenden (koinonia);

– die Umsetzung der Frohen Botschaft in (neuartigen Formen) der „Diakonia“; hier wird derzeit Idee und Praxis eines „Schalom-Diakonates“ entwickelt<sup>2</sup>; und schließlich

– die „Martyria“ in der Form des manchmal bis an die psycho-physischen Grenzen gehenden gesellschaftlichen Engagements sowie des ebenso anregenden wie anstrengenden Lebens in Gruppe und Gesellschaft: als Zeugnis im Sinne des Wortes „Rede nur von Gott, wenn man Dich fragt, aber lebe so, daß man Dich fragt!“<sup>3</sup>

– Hinzu kommt ein reger Gästebetrieb und ein seit den Anfängen bestehendes, wachsendes Interesse der regionalen und überregionalen Öffentlichkeit.

Bei einem „Projekttag“ zur „Spiritualität im Alltag“ im Frühsommer 1993 erlebte sich die Basisgemeinschaft als eine Leben und Glauben immer mehr verbindende Gruppe von Christinnen und Christen. Wir freuten uns darüber, daß wir viele befreiende und beglückende Erfahrungen in der Gemeinschaft machten, gestanden uns aber auch die Wichtigkeit der Schattenseiten ein. Gerade in den alltäglichen Spannungen und Brüchen, in den Konflikten, Dominanzen und Ohnmächtigkeiten wurde uns bewußt, wie sehr wir auf mehr angewiesen sind als auf Konfliktfähigkeit und Kommunikationstraining, auf Gruppendynamik und Konsensstechniken, auf Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft, auf guten Willen und gute Worte. Gerade im Blick auf schwelende und offene Beziehungskrisen, die in einer Gruppe eher und offener zutage treten als in einer relativ unverbindlichen christlichen Normalgemeinde, spürten wir, wie wichtig gemeinsames Innehalten, Füreinander-Beten, Miteinander-Dasein und gemeinsame Zeiten der Stille sind. Einige vereinbarten, die Zeiten des traditionellen Angelus-Läutens – mittags und abends – als „Herzensgebet für die Heilung unserer Beziehungen“ zu nutzen.

Die Einrichtung eines eigenen „Stillerraumes“ war 1981 auch Ergebnis eines äußeren Konfliktes gewesen: Bei Wethen sollte die atomare Wiederaufbereitungs-Anlage ent-

<sup>2</sup> Vgl. R. Voß, Schalomdiakonat – das Leben als Liturgie, in: Diakonia 26 (1995) 198–202.

<sup>3</sup> „Lebe so, daß man Dich fragt“ ist der Titel meines Zwischenbilanz-Buches, Hildesheim 1992.

stehen, die früher in Gorleben, später dann in Wackersdorf geplant wurde und scheiterte. Das äußere gesellschaftspolitische Engagement rief (und ruft) geradezu nach einem ruhigen, spirituellen Gegenpol.

So ist prägend für Leben und Glauben in der „Basisgemeinschaft“ die Verbindung beider, was auf einer etwas öffentlicheren Ebene dann bedeutet: die gegenseitige Durchdringung von „Mystik und Politik“. Sie nennt sich durchaus auch „Gemeinde“, ohne mißverständliche Fronten gegenüber dem derzeitigen örtlichen, landeskirchlichen und diözesanen Gemeinde-Verständnis zu provozieren. Allerdings ist vielen dabei deutlich geworden, daß die Auseinandersetzung um die Schaffung von „Personalgemeinden“ neben den herkömmlichen Territorialgemeinden bald ansteht.

## *2. Lernprozesse im lokalen und überregionalen ökumenischen Kontext*

Die Verbindung zwischen Konvent und evangelischer Kirchengemeinde war von Anfang an erleichtert durch die Pfarrstelle, die eines der Konventsmitglieder übernommen hatte. Mehrere Konvents- bzw. Gruppenmitglieder sind mittlerweile als Lektoren autorisierte GottesdienstleiterInnen, und nahezu die Hälfte der sonntäglichen Kirchenbesucher kommt aus der Basisgemeinschaft. Zwei langjährige Konvents- und auch Mitglieder im Kirchengemeinderat, gestalten seit 16 Jahren ein vielbeachtetes, jedes Jahr neues, Weihnachtsspiel der Kinder in der Kirche. Diese Tradition ist eine der gelungensten „Brücken“ geworden.

Schwieriger war es dagegen, zwischen Traditionalistenvereinen und Friedensbewegung, zwischen ökologischen, „grünen“ Ansichten und bäuerlicher Alltagspraxis solche Brücken zu bauen. Die Entwicklung der „Nachbarschaftsgruppe“ tat aber das ihre, die Distanz zwischen Projekt und Dorf(gemeinde) zu verkleinern: Die „Nachbarn“ verstanden sich nicht nur als solche des Laurentiusshofs, sondern entwickelten gleichzeitig in ihrem jeweiligen Dorfteil ihre eigene lebendige Nachbarschaft.

Da die Hälfte der Nachbarschaftsgruppe katholisch ist, wurden die Bande zum westfälischen Nachbardorf und der dortigen kath. Gemeinde St. Nikolaus in Germete seit 1986 auch immer dichter; eine Mutter aus der

Nachbarschaftsgruppe wurde zur stellvertretenden Vorsitzenden der Kath. Frauengemeinschaft gewählt; ihr Mann gestaltete während der großen Versammlungen des Konziliaren Prozesses entsprechende Gottesdienste zu „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ usw.

Die regionalen Kontakte zum kirchlich-konfessionellen Umfeld reichen von Gottesdienstbesuchen und -vertretungen in der Region bis zur Gremienmitarbeit in Landeskirche (Kurahessen-Waldeck) und Bistum (Paderborn). Auch ist es eine gute Tradition, dem „Kommunitätentreffen“ der Region beizuwohnen, zu dem sich alljährlich zweimal VertreterInnen der Ordensgemeinschaften versammeln und das gelegentlich auch in Wethen stattfindet.

Schließlich ist die Arbeit eines neuen im Projekt entstandenen Vereins zu erwähnen, der sich derzeit um Anerkennung der Anliegen der Ausländer und Asylbewerber bemüht: AGIL Wethen e. V. – Verein für ganzheitliches und interkulturelles Lernen. Ein halbes Dutzend Projektmitglieder engagiert sich dort, darunter ein Mann als Hauptamtlicher.

Neueren Datums sind Kreativgruppen (wie Pantomime und Musik) sowie Frauen- und Männerkreise zur Selbstverständigung.

Alle diese Aktivitäten bekommen eine gewisse exemplarische Bedeutung – oft ohne Wollen und Anspruch der Beteiligten – durch die überregionalen Kontakte des „Projektes Wethen“. Allerdings bleibt als wichtige Einsicht der ersten Jahre nach der „Einwanderung“ der Basisgruppe in das bestehende Gemeinwesen: Es überzeugt nur, wer und was Integrität und auch „Nützlichkeit“ beweist. Dazu gehört mindestens eine Teilintegration in Kirchen- und Ortsgemeinde und die Bereitschaft, eigene Fähigkeiten (von handwerklichen über intellektuelle bis zu musischen) dem „alten“ Gemeinwesen zur Verfügung zu stellen. Dann aber ist es auch möglich, in wohlwollender Distanz neue Gemeinschafts- und Gemeindeformen und -praktiken zu entwickeln, die sich auch belebend auf die „alten“ Gemeinden auswirken.

Das 1986 aufgebaute „Ökumenische Büro Wethen“ wurde während der „Versammlungsphase“ des Konziliaren Prozesses (1988–91) zur Koordinationsstelle christli-

cher Basisgruppen, ökumenischer Netzwerke und Bewegungen in Deutschland und zum Ansprechpartner mancher Kirchenleitungen. Die Basisgemeinschaft selbst sah sich zunehmend verflochten in ein Netzwerk ähnlicher Basisgruppen im nationalen, kontinentalen und globalen Rahmen. Dazu tragen viele BesucherInnen bei, die immer wieder bewußt machen, daß eine neue ökumenische Kircheneinheit in Verschiedenheit nicht mehr aufzuhalten ist und wir in Deutschland Teil der weltweiten ökumenischen Christenheit sind.

### 3. Neue Kirchen-Gestalt?!

Die vier wichtigsten Lernergebnisse zum gegenwärtigen Zeitpunkt scheinen mir zu sein: 1. Die stetige Suche nach mehr Verbindlichkeit in einer Gesellschaft, die immer mehr dem Individualismus und der „Unverbindlichkeit“ frönt.

2. Die Einsicht, daß man auch am und im Scheitern glauben lernt – daran nämlich, daß unsere eigene Unzulänglichkeit in einem größeren Ganzen, in Gottes Gnade, im Rahmen auch tragender und neu zu begreifender „Traditionalität“ aufgehoben ist und bleibt.

3. Die Erfahrung und Übung darin, füreinander da-zu-sein, denn Dasein und Miteinander-leben ist mehr als Füreinander-sorgen oder sich in Beruf und Öffentlichkeit engagieren. Als eine Erfahrung von Großfamilie und Wahlverwandtschaft haben das einige bezeichnet; andere sprechen vom Weg zu „konkreter“ Gemeinde. Die drei im Laurentiuskonvent für das Schalom-Forum auf dem evangelischen Kirchentag 1973 formulierten Pfeiler „Gruppe – Dienst – Feier“ bleiben jedenfalls konstitutiv für solches, aus dem gemeinsamen Leben in Freud und Leid erwachsendes, Engagement für Kirche und Welt.

4. Die konkrete und wiederkehrende Überwindung von Ohnmacht(sgefühlen). Handlungsfähigkeit wird in der Gruppe gestärkt; Ideen werden ausgetauscht, korrigiert, beflügelt, konkretisiert und schließlich in vielfältiger Form umgesetzt: Vereine zu gründen, Initiativen zu starten, Bürgerunmut zu organisieren, Basisdemokratie zu üben usw. fällt in einer Gruppe leichter.

Der tägliche Kontakt auf profaner wie spiritueller Ebene wird zur stetigen Herausforderung, Ermutigung, In-Frage-Stellung und seelischen Stärkung.

## Texte

**Stefan László**

### **Die heilige Kirche ist die Kirche der Sünder**

*Dieses Vermächtnis des verstorbenen Eisenstädter Altbischofs László, Wortlaut seiner Intervention beim Zweiten Vatikanischen Konzil im Oktober 1963, zeigt die bleibende Aktualität der einzelnen Beiträge, die auf dem Konzil gehalten wurden.* red

Es wurde auf diesem Konzil schon oft gefordert, in der Darstellung der Lehre von der Kirche ihre endzeitliche Bestimmung nicht zu übersehen. Die Kirche ist nur eschatologisch richtig zu verstehen als das Volk Gottes, das durch die Zeiten wandert und Tod und Auferstehung des Herrn verkündigt, bis er kommt (1 Kor 11, 26). Aber man versteht diese endzeitliche Pilgerschaft oft zu abstrakt. Da wird etwa gern von der Not und Dunkelheit des Weges der Kirche in dieser unserer Weltzeit gesprochen. Wenn wir jedoch im Sinne der Bibel von dieser pilgernden Kirche sprechen, so sehen wir noch etwas anderes: Die Kirche wird in der Bibel als die pilgernde beschrieben, weil das Gottesvolk in aller Not und allem Elend dieses Lebens nicht schuldlos und nicht sündlos ist.

Darin ist das Gottesvolk des Neuen Testaments der Erbe des Volkes des Alten Bundes. Oftmals möchte das Volk auf seinem Wege dem Herrn folgen, aber es weicht zu seinem Schmerz immer wieder von ihm ab; es möchte heilig und gerecht in Gottes Gnade leben, stellt sich aber immer wieder heraus als das Volk der Sünder unter Gottes Zorn. Oft stellen die Kinder dieser Welt fest, daß die konkrete Kirche von der Kirche, wie sie Theologen und Prediger beschreiben, sehr verschieden ist. Die Theologie scheint die Kirche der Heiligen zu beschreiben, das Leben selbst aber die Kirche der Sünder darzustellen. Was wäre gegen diesen Einwand, der auch von den heutigen Christen so oft erhoben wird, zu sagen?

Unsere Antwort darf nicht triumphalistisch und heuchlerisch sein, wenn sie die Menschen von heute überzeugen soll, sie muß